

„Eigentlich waren wir ein Experiment“

Vor 15 Jahren machte sich Alina Treiger auf den Weg nach Deutschland, um Rabbinerin zu werden **VON ROCCO THIEDE**

Vor 15 Jahren musste eine junge 22-jährige Ukrainerin am Moskauer „Institut für Progressives Judentum“ eine Entscheidung treffen, die ihr Leben veränderte. Sie erhielt die Chance, nach Deutschland zum Abraham-Geiger-Kolleg nach Berlin und an die Universität Potsdam zum Studium zu gehen. Die junge Frau heißt Alina Treiger und wurde als erste nach Regina Jonas (1902 – 1944) nach der Schoa in Deutschland zur Rabbinerin ordiniert. Seit über sieben Jahren leitet sie die jüdischen Gemeinden in Oldenburg und Delmenhorst in Niedersachsen, die in diesem Jahr im Sommer ihr 25. und 20. Gemeindejubiläum nach ihrer Wiedergründung feiern konnten.

„Mein Vater war jüdisch geboren in Moldawien. Meine Mutter war nichtjüdisch“, erzählt Alina Treiger, die heute 38 Jahre alt ist. „Das ist aus jüdisch-halachischer Sichtweise, vielleicht für einige sehr fragwürdig und sie würden sagen, sie ist ja gar nicht jüdisch“, erklärt die junge Rabbinerin ihre Herkunft und betont, dass in der früheren Sowjetunion die väterliche Linie mit Blick auf die jüdischen Wurzeln wichtiger war. Heute ist jedes von einer jüdischen Mutter geborene Kind automatisch jüdischer Abstammung. Geboren und aufgewachsen ist Alina in der zentralukrainischen Stadt Poltawa, etwa 350 Kilometer südöstlich der Hauptstadt Kiew. „Ich wuchs ja noch in einer sowjetischen Familie auf, allerdings immer mit einem Bewusstsein, dass ich ein jüdisches Kind bin“, erzählt sie im Gemeindehaus in Oldenburg, auch wenn ein Teil ihrer Verwandtschaft das Judentum offen ablehnte. „Die nichtjüdischen Verwandten meiner Mutter waren nicht so amüsiert, dass sie einen Juden geheiratet hat. Ich fand das als Kind ungerrecht und konnte es nicht nachvollziehen, warum das für sie ein Problem sei, dass mein Vater Jude war.“ Sie selbst hätte sich immer als jüdisch gesehen und sich auch mehr hingezogen gefühlt zum jüdischen Teil ihrer Familie.

Eventuell kam dies auch durch das enge Verhältnis zu ihrem Vater. „Für mich war er ein herzenswarmer und lustiger Mensch. Ich habe ihn sehr geliebt.“ Doch auch ihre Mutter hatte Anteil an der jüdischen Erziehung ihrer Tochter. So kam es, dass Alina als Jugendliche mit 19 Jahren noch vor ihrer Mutter in Moskau offiziell zum Judentum übertrat. „Meine Mutter hat das Schicksal des jüdischen Volkes übernommen und meine jüdische Erziehung unterstützt. Sie war selber sehr aktiv in der jüdischen Gemeinde und hat dort zum Beispiel schon vor ihrer Konversion im Chor gesungen.“ Alina Treiger begriff sich schon früh



Rabbinerin mit Charme: Alina Treiger fühlt sich wohl in Oldenburg.

Foto: RT

als moderne und aktive Frau im liberalen Judentum – gleichberechtigt wie die Männer bei der Liturgie und im Gottesdienst. Mit Wissensdurst und Lerneifer näherte sie sich den rabbinischen Quellen immer weiter an. Schnell wurden ihre Lehrer in Moskau auf die ehrgeizige Studentin aufmerksam und eines Tages bot sich eine besondere Chance: unter 25 Studenten wurde sie und zwei Kommilitonen ausgewählt ein Rabbinats-Studium aufzunehmen. „Eigentlich sollten wir nach London zum Leo Baeck College gehen.“ Doch genau in dieser Zeit tauchte in Moskau ein Deutscher mit bayerischem Akzent auf: Rabbiner Walter Homolka. „Er stellte uns das Abraham-Geiger-Kolleg vor.“ Man wäre dort bereit, einige der Studenten aus Moskau zu immatrikulieren. So machte sich Alina Treiger

vor 15 Jahren auf den Weg nach Berlin – mit offenem Ausgang, „denn eigentlich waren wir ein Experiment. Ich wusste nicht, schaffe ich das überhaupt, auf Deutsch zu studieren? Schaffe ich dieses rabbinische Studium, denn ich konnte damals kein Wort Deutsch, nicht mal ein Straßenschild lesen“, erzählt sie rückblickend mit einem charmanten Lächeln. Aber weil sie nach eigener Aussage jung, wissbegierig, mutig und abenteuerlustig war, gelang der Sprung ins kalte Wasser. Neben dem Erlernen der deutschen Sprache wurde sie auch als Praktikantin zum Beispiel in Hameln in der jüdischen Gemeinde eingesetzt, wo es viele russischsprachige Mitglieder gab und gibt.

Ihr Rabbinats-Studium am Abraham-Geiger-Kolleg in Berlin hat Alina Treiger „sehr genossen. Neben den jüdischen Studien und Religionswissenschaften studierte ich im Nebenfach Psychologie und wurde 2010 zur Rabbinerin ordiniert“. Die erste Frau der Welt, die überhaupt Rabbinerin wurde, war im Dezember 1935 die Berlinerin Regina Jonas. Wie ging über 80 Jahre später Alina Treiger mit diesem historischen Erbe um? „Mir ist das erst kurz vor Ordination bewusst geworden“, gesteht sie offen ein. Regina Jonas war für sie eine Repräsentantin des deutschen Judentums vor dem Zweiten Weltkrieg. „Bei mir ist die Geschichte etwas anders. Ich komme aus der Ukraine und bin eine Einwanderin“, stellt sie klar. Und sie fühle sich „schon aus einer anderen Epoche“. In diesem Sinne hätten andere Rabbinerinnen, die in Deutschland geboren wurden, wie Elisa Klapheck, die heute in Frankfurt am Main wirkt oder Gesa Ederberg in der neuen Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin sicher einen anderen Zugang zu Regina Jonas. „Leider ist ihr Leben auch mit diesem grausamen Ende verbunden – mit dem Holocaust. Sie lebte auch in einer Zeit, wo Frauen im geistlichen Amt noch stark abgelehnt wurden. Ich hingegen lebe in einer Zeit, wo viele Rabbinerinnen mir schon den Weg ebneten.“ Für Alina Treiger war es auch ein Prozess der Selbstfindung, bei dem ihr erst allmählich klar wurde, was sie für eine Rabbinerin sein möchte.

Neben der ideellen Beziehung zu Regina Jonas hat Alina Treiger eine Verbindung zu der Frau, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland zur ersten Gemeinderabbinerin wurde. Es ist die in der Schweiz geborene Bea Wyler, ihre Vorgängerin in Oldenburg. Wyler hat in den 90er Jahren des vor-

gen Jahrhunderts hart gekämpft, um anerkannt zu werden. „Rabbinerin Bea Wyler hat sehr viel für den Aufbau der Gemeinde hier geleistet. Sie hat viele beigebracht, wie man betet, wie die halachischen Vorschriften oder die Mikwe funktioniert.“ Das sei bis heute noch sehr präsent in der Oldenburger jüdischen Gemeinde, „doch kein orthodoxer Rabbiner wollte damals mit ihr zu tun haben. Das war bei mir schon ganz anders. Ich habe es leichter gehabt“.

Doch warum hat sich das liberale Judentum im Nordwesten Deutschlands gerade in Oldenburg so gut etabliert? „Ich denke, das hat mit dem Zeitgeist zu tun und natürlich mit der feministischen Bewegung, die ihre Früchte auch im rabbinischen Judentum in Amerika, England oder auch in Deutschland trug“, sagt Alina Treiger. „Die ersten Rabbinerinnen wollten gleichberechtigt sein. Doch sie brauchten die Zustimmung von Männern, die ihnen diese Gleichberechtigung auch gönnen.“ Außerdem gab es in Oldenburg in den 90er Jahren eine sichtbare Einwanderung von russischen Juden. „Das war auch die Chance für das Reformjudentum.“

Alina Treiger ist nicht nur Rabbinerin, sondern mit zwei kleinen Kindern auch Mutter. Und sie ist mit einem Rabbiner verheiratet. „Wir sind ein rabbinischer Haushalt, da gibt's viele rabbinische Diskussionen auch um das Thema der jüdischen Erziehung“, gibt sie zu. Es sei in einer nichtjüdischen Umgebung gar nicht so einfach, nach diesen religiösen Prinzipien zu leben. Ihre familiäre Situation komme dem Gemeindeleben auch zugute, da sie weiß, was Kinder und Jugendliche von einer lebendigen jüdischen Gemeinde erwarten. „Auch bevor ich selbst Kinder hatte, setzte ich schon Schwerpunkte auf Kinder- und Jugendarbeit, weil die Zukunft der Gemeinde davon abhängt, ob es hier Nachwuchs gibt.“ Die jungen Menschen wollten zum Beispiel von ihr wissen, wie es im Judentum mit dem Sex vor der Ehe sei? Oder was es konkret heißt, koscher zu leben? „Natürlich müssen wir ihnen erklären, warum wir nicht Ostern oder Weihnachten feiern. Oder wenn sie beim Halloween mit anderen nichtjüdischen Kindern mitlaufen, dann sagen sie mittlerweile von sich aus, wir essen aber keine Gelatine, also bitte keine Gummibärchen!“ Jüdische Kinder sollten sich nicht verstecken müssen, sich gar schämen oder unwohl fühlen, nur weil alle anderen ihre christlichen Feste feiern. Deshalb sei der Dialog mit allen Menschen anderer Glaubens auch so wichtig – schon im Kindergarten und in der Schule.

Ein Dialog ist möglich, auch ohne Polizeibewachung

In Oldenburg ist die liberale jüdische Gemeinde in dieser Hinsicht sehr aktiv: im Austausch mit anderen Religionsgemeinschaften, etwa beim interreligiösen Dialog, in der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, der Deutsch-Israelischen Gesellschaft oder bei Sozial- sowie Bildungs-Projekten. Außerdem gäbe es in Zusammenarbeit mit der Universität von Oldenburg ein Lehrhaus, wo ein Studiengang für jüdische Studien regelmäßige Vorlesungen für alle Bürger anböte. Hinzu kommt, dass die Synagoge, eine ehemalige christliche Kapelle aus dem 19. Jahrhundert, offen ist für jeden interessierten Besucher. „Wir haben hier keine Absperrung, keine Polizeibewachung und Kontrollen. Regelmäßig gibt es Anfragen für Synagogenführungen von Menschen, die den Dialog mit uns suchen.“

„Und wir unterstützen Flüchtlinge“, betont Rabbinerin Treiger. „In einem Flüchtlingsheim wird gerade ein Deutschkurs von unserer Gemeinde für Familien aus Syrien angeboten, so besteht ebenfalls ein lebendiger Kontakt zu muslimischen Menschen.“ Zum Abschied zieht Rabbinerin Alina Treiger ein emotionales Resümee zu ihrer norddeutschen Wahlheimat: „Es ist so schön, in dieser Multireligionsgesellschaft zu leben und wir haben uns in Oldenburg verliebt, weil wir diese Vielfalt erleben und uns als Juden hier sehr wohl und selbstbewusst fühlen.“

Die zur nur der der kan Pro sch De Seg de Kir bu lie na we

Mi kei tu lar tie „N sch 27 De Ok im ch lau Flit de Za Jaf rig ge lei

Jo ne (0 3t ve ht LI Gi

E T N s n z M d k a d s z 2 A